

PT
4848
R4
U34
1916

HÄHNER

DER POLITISCHE
UND
KULTURGESCHICHTLICHE
HINTERGRUND
IN FRITZ REUTERS
"UT DE
FRANZOSENTID"

1

2

3

4



11
11
11

19 25

Der politische und kulturgeschichtliche Hintergrund in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“.

Ein Beitrag zur Reuterforschung

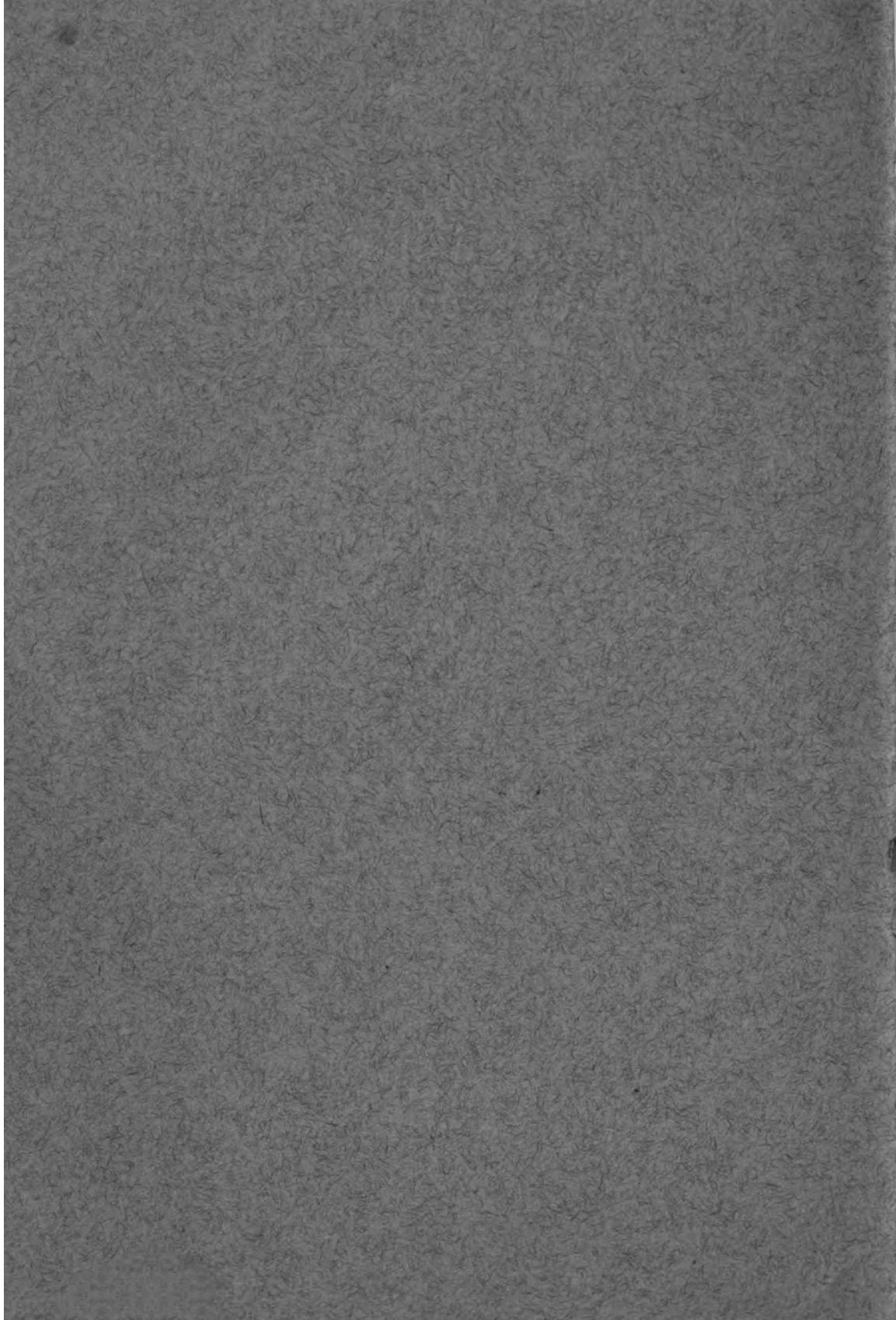
von

Maria Hähner.

Münster i. Westf.

Verlagsbuchhandlung Hermann Wulle.

1916.



1920

Der politische und kulturgeschichtliche Hintergrund in Erik Reuters „Ut de Franzosentid“.

Ein Beitrag zur Reuterforschung

von

Maria Hähner.

Münster i. Westf.

Verlagsbuchhandlung Hermann Wulle.

1916.

3 f

4899

1926



Meiner Mutter.



Benuzte Bücher:

- Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. Jahrhundert. Berlin 1899.
- Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. III. Bd. 6. Aufl. Leipzig 1908.
- Dietrich Schäfer, Deutsche Geschichte. Bd. II, Jena 1913, 3. Aufl.
- H. R. Stein, Lehrbuch der Geschichte, III. Teil, hrsg. von H. Kolligs, Paderborn 1912, 12. Aufl.
- Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte. Neubrandenburg 1856, 2 Bände.
- Adolf Penz, Geschichte Mecklenburgs. 2. Teil. Wismar, Rostock und Ludwigslust 1872.
- Wilhelm Raabe, Mecklenburgische Vaterlandskunde, 2. Aufl. bearb. von G. Duade. Wismar. 1. Bd. 1894, 3. Bd., 2. Aufl. 1896.
- Heinrich Franke, Mecklenburgs Noth und Kampf vor und in dem Befreiungskriege. Wismar 1835.
- L. W. Jäke, Neueste Geschichte der Stadt Parchim Parchim 1853.
- Franz Boll, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg, hrsg. von Dr. Franz Boll. Neubrandenburg 1875.
- Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender auf das Jahr 1814.
- Friedrich Schulze, Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815. In Wort und Bild der Mitlebenden. 2 Bände. Leipzig 1908.
- H. R. U. Krüger, Geschichte der niederdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart. Schwerin o. J.
- Fritz Reuters sämtliche Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Hrsg. von Prof. Dr. W. Seelmann. 7 Bde., Leipzig und Wien, bibliogr. Institut.
- Fritz Reuters sämtl. Werke. Volksausgabe in 7 Bden., Wismar, Rostock und Ludwigslust 1877, mit Vorwort von Prof. Wilbrandt.
- Reuters Werke in 12 Teilen. Goldene Klassiker-Bibliothek. Hrsg. von Hans B. Grube.
- Paul Warncke, Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett. 3. Aufl. Berlin 1910.
- U. Wilbrandt, Fritz Reuters Leben und Werke. 1. Bd. der Volksausgabe. f. o. 1877.

- Otto Glagau, Fritz Reuter und seine Dichtungen. Berlin 1875.
- U. Römer, Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Berlin 1896.
- Verf., Geschichten und Anekdoten aus Fritz Reuters Unterhaltungsblatt. Berlin 1897.
- Hermann Ebert, Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke. Güstrow 1874.
- Ernst Ziel, Fritz Reuter, ein lit.-hist. Essay. „Unsere Zeit“. 11. Jahrg. Leipzig 1875. S. 1—17.
- Allgemeine deutsche Biographie XXVIII Fritz Reuter von Boëß.
- Eine Selbstbiographie von Fritz Reuter, mitgeteilt von Richard Schroeder. Neue Heidelb. Jahrb. 5 (1895) S. 18—23.
- Fritz Reuters Briefe an seinen Vater aus der Schul-, Studenten- und Festungszeit, 1827—1841. 2 Bde. Braunschweig 1896, hrsg. von Franz Engel.
- Fritz Reuters Briefe. Gesamtausgabe von Otto Welkjen. Leipzig o. J (1913).
- G. Raab, Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Werken. Wismar 1895.
- Maaß, Fritz Reuter in französ. Gewande. Herrigs Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 44. (1869.)
- Karl Th. Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien. Wismar 1895.
- Verf., Fritz Reuter-Studien. Wismar 1890.
- Verf., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. 1. Bd. Wismar 1896. 2. Folge Wismar 1897. 3. Band Wismar 1901.
- Verf., Was ich am Wege fand. Leipzig 1902.
- Verf., Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1910 und auf das Jahr 1912.
- Gustav Freitag, 16. Bd der ges. Werke „Ein Nachruf für Fritz Reuter“ (Im neuen Reich 1874 Nr 30) S. 205 ff.
- Verf., Aus neuer Zeit — Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 4. Bd. Leipzig 1874.
- Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XXXVI, (1910): Seelmann, Der Knecht Friedrich in Reuters Franzosentid und Ficken Besserdich. S. 62.
- Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung XXXVIII (1912): Chr. Krüger, Quellenforschungen zu Fritz Reuters Dichtungen und Leben.
- Bibliographie zu Fritz Reuter im Jahrbuch 1915. S. 62 ff.

Dieser Arbeit ist Seelmanns Ausgabe von Fritz Reuters Werken zugrunde gelegt.

„Deine Jugendzeit steht Dir gewiß noch vor Augen und Herzen . . . Mir geht es ebenso, und als Beweis, wie deutlich und bestimmt jene Zeit und die Personen jener Zeit mir vor Augen treten, mag Dir das folgende Büchlein zeigen . . .“¹⁾ So schrieb Fritz Reuter am 10. Dezember 1859 an den Enkel des Amtshauptmanns Weber aus Stavenhagen und begleitete seinen Brief mit dem Geschenk seines neuesten Werkes, mit dem er die Welt und seine Freunde freudig überraschte.²⁾ — Ganz in der Stille hatte er die Erinnerungen an die großen Erlebnisse seiner frühesten Jugend zu einem herzerfreuenden Strauß gewunden, in dem sich die fröhlichbunten Blumen aus dem Sonnengarten des Humors und das ernste Grün aus dem dunkelstillen Walde der Geschichte harmonisch ineinanderflochten und einen wunderbar frischen Duft jener Ulträtertage ausatmeten.

In seinem Werke begeht Fritz Reuter den liebenswürdigen Anachronismus, sich selbst als etwa fünfjährigen Knaben mit-handelnd einzuführen. Da er zur Zeit der von ihm geschilderten Ereignisse in Wirklichkeit aber erst 2¼ Jahr zählte, kann er die Franzosenzeit keineswegs nach eigenen, klaren Erinnerungen geschildert haben — dafür indessen nach den lebhaften Berichten und den Angaben seiner älteren Bekannten. So erzählte, um nur einige aus vielen Beispielen zu nennen, der Knecht Friedrich Müller³⁾ (der Knecht Schult in der „Franzosenzeit“) dem phantasievollen und dabei mutwillig-tatkräftigen Knaben von der großen Zeit des Vaterlandes und seinen Erlebnissen als Freiheitskämpfer, und „Unkel Herf“, der Ratsherr in Reuters Vaterstadt, der eine Zeitlang sogar den Unterricht im Bürgermeisterhause leitete,

1) Briefe S. 409/10.

2) Eine Andeutung über sein neues Werk macht Reuter in einem Brief an Zeise, Hamburg: am 22. Sept. 1859 schrieb er, daß er im Laufe d. J. noch einen Band „olle Kamellen“ veröffentlichen wolle. a. a. O.

3) Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1910, S. 62 ff.: Der Knecht Friedrich . . . in R's Franzosenzeit. (Seelmann.)

liebte es, manche heitern Erlebnisse, Schnaken und Schnurten aus der Franzosenzeit zum besten zu geben.¹⁾ „Ich höre noch seine freundliche Stimme,“ sagt der Dichter in der Schilderung seiner Vaterstadt Stavenhagen,²⁾ „und sein fröhliches Gelächter, wenn er sich mit dem alten Kuland, der auch „mit gewesen“ war, über Krieg und Kriegsgeschrei unterhielt und seine heitern Anekdoten in den Ernst mischte.“ Daß Fritz jede Gelegenheit wahrnahm, sich von den schweren Sorgen aber auch dem Humor jener Kriegstage erzählen zu lassen, ist leicht verständlich, auch das Elternhaus wußte ja vieles zu berichten, denn wie der Reuterbiograph Glagau ermitteln konnte, ist es Tatsache, daß der Bürgermeister Reuter selbst einmal vor den Franzosen hatte flüchten und sich tagelang hatte verbergen müssen.³⁾ Ganz Stavenhagen hat sicher, fern vom hastenden Verkehr der großen Welt in der Stille mecklenburgischer Abgeschlossenheit, noch lange treu an jenen Erinnerungen festgehalten, die sein großes Erleben in sich schlossen, und die Kinder pflegten die Geschichte auf ihre Weise, indem sie „Napoleon auf Elba“ spielten,⁴⁾ „und die Schlacht bei Leipzig, in welcher indessen nur Russen und Franzosen auftraten. Wir waren nur echte Deutsche, wenn wir in unserer nationalen Bescheidenheit der eigenen Kämpfer nicht gedachten und in lebhafter Dankbarkeit für fremde Hülfe lieber Russen als Deutsche spielen wollten. Das Spiel war übrigens sehr einfach; aus den Stärksten, Gewandtesten und Aufgewecktesten wurden die Russen rekrutiert, unter die Franzosen wurden die Dümmlsten, die Schwächsten und Mißliebzigsten gesteckt, und zum Schluß prügelte dann unser russisch-deutscher Patriotismus den verhassten Landesfeind gründlich durch, weshalb denn auch das Spiel bald eingestellt werden mußte, weil die einmal Durchgeprügelten zum zweiten Male nicht wieder mitspielen wollten, sich mithin der Landesfeind für gänzlich besiegt erklären mußte.“ — Die ersten, tatkräftigen Beweise für Reuters Franzosenhaß! —

Außer den hunderterlei Erinnerungen, die den Dichter auf Schritt und Tritt begleiteten und zur Gestaltung drängten, standen

¹⁾ Raab S. 61. — ²⁾ Bd. IV S. 234.

³⁾ vgl. Seelmann. Vorrede z. „Franzosenlid“ Bd. III, S. 269.

⁴⁾ Bd. IV S. 224. (Vaterstadt Stavenhagen.)

ihm auch zahlreiche, gedruckte Quellen und Darstellungen zur Verfügung; Seelmann gibt als solche z. B. auch den Mecklenburgisch-Schwerinschen Staatskalender auf das Jahr 1814 an.¹⁾ Wahrscheinlich ist ihm auch die fesselnde Darstellung von „Mecklenburgs Noth und Kampf vor und in dem Befreiungskriege“ von Heinrich Francke bekannt gewesen, die unter Verwendung eines reichen Handschriften- und Urkundenmaterials in Wismar 1835 veröffentlicht wurde. Dazu darf man nicht vergessen, daß Fritz Reuter in engstem, freundschaftlichem Verkehr mit den beiden Geschichtsforschern Franz und Ernst Boll stand; im Jahr 1856 erschien Ernst Bolls ausführliche Geschichte Mecklenburgs, die dem Dichter in vielen Fällen Auskunft und direkte Anregung geboten hat.²⁾

Die Gründe, die Fritz Reuter bewogen, „in helle Luft“³⁾ den reichen Stoff zur Gestaltung zu bringen, sind sicher im Herzen des Dichters zu suchen. Zunächst hat er darin seiner dankbaren Verehrung für die Freunde seiner Jugend einen warmen Ausdruck verleihen wollen, seine Absicht, aus diesem Grunde das Werk dem hochgeschätzten Patenonkel, dem Amtshauptmann Weber zu widmen,⁴⁾ wurde leider durch dessen Tod vereitelt. Und die zweite, die mächtigste Triebfeder war seine begeisterte Vaterlandsliebe, sein bodenständiger Haß gegen alles Welschtum, gegen alle Ausländerei. Wenn man überhaupt von Tendenz in der „Franzosenzeit“ sprechen dürfte, dann könnte man sagen, Reuter hat seine Zeit mahnen wollen an die Heldentaten der Väter; er hat zeigen wollen, was deutsche Kraft, Einheit, Geschlossenheit im Willen vermochten. Das, was er zum Schillerfest (1859) sang:⁵⁾

„Nacht lag auf den deutschen Landen,
Deutscher Sinn lag tief in Schanden
Unter fremdem Land versteckt,
Da erstand in Volkes Mitte
Ein Verkünder deutscher Sitte;
Ein Prophet ward uns erweckt.

¹⁾ Bd. III S. 267 (Vorrede).

²⁾ z. B. in „Rein Hüsung“, Dörchläuchting — u. f. w.

³⁾ Briefe S. 451. — ⁴⁾ Briefe S. 409/10. — ⁵⁾ Bd. VII S. 451. Str. 2, 3, 4.

Blicke zuckten allerorten,
Donner folgten seinen Worten,
Und ein edles Volk ward frei;
Tauchzend stürzt' es in die Speere,
Und um Vaterlands Altäre
Schlang es Siegerkränze neu.

Rehre wieder, hoher Sänger!
Rufe gegen fremde Dränger,
Gegen eignen Hauses Schmach,
Rufe deine Kämpfer, Ringer,
Rufe deines Hauses Jünger,
Rufe sie noch einmal wach!“,

das lehrt er selbst im geheimen und ihr unbewußt seine eigene Zeit, die wieder den Kampf zwischen Welschtum und Deutschtum erlebte, als im Frühling 1859 der österreichisch-französische Krieg ausbrach, Preußen die Mobilmachung der Bundesarmee zur Unterstützung der deutschen Brüder beantragte — und Franz Joseph lieber auf das machtvolle Durchsetzen des deutschen Ansehens und die Lombardei als auf die Führerschaft der Bundesarmee zugunsten Preußens verzichten wollte!

Das war für alle diejenigen, die noch immer auf eine Einigung der beiden miteinander ringenden deutschen Großmächte gehofft hatten, eine neue, schmerzliche Enttäuschung. Mit Wehmut und Freude mögen sie nach Reuters neuestem Buch gegriffen haben, das von einigender Heldengröße des deutschen Volkes erzählte, das so vieles aufs neue belebte und schenkte, was im Volksbewußtsein langsam zu versinken begann; denn schon zogen still und fast unmerklich am Horizont die ersten drohenden Wolken des Militärkonflikts auf. —

„Vieles in dem Buch ist natürlich Dichtung, aber vieles ist auch wirklich geschehen,“¹⁾ so lautet des Dichters eigenes Urteil über den Inhalt seines Romans. Daß das letztere zutrifft, bestätigte auch der alte Kaiser Wilhelm, als er im Jahre 1878 im Wiesbadener Schauspielhause die dramatische Bearbeitung der „Franzosen tid“ anjah:²⁾ „Die Zeiten sind damals so gewesen;

¹⁾ Briefe S. 410. — ²⁾ Bd. III, S. 266 (Vorrede).

ich kenne sie, so war's." Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung soll nun sein, zu prüfen, auf welchen politischen und kulturgeschichtlichen Grundlagen Reuter seinen Roman aufgebaut wie er die ihm vorliegenden Tatsachen und Motive verwendet hat.

„Ut de Franzosentid“ schildert die Ereignisse der letzten Februartage des Jahres 1813, und zwar hauptsächlich in Reuters engerem Vaterlande; doch da der Dichter zurückgreifend auch die früheren Jahre erwähnt, und vor allem der Geist der Befreiungstage nur aus der Not früherer Knechtschaft hervorgehen konnte, müssen wir mit unserer Darstellung mecklenburgischer Verhältnisse etwas weiter ausholen.

„Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!“

Mit diesen Worten verkündete am 17. Oktober 1806 der Graf von der Schulenburg Preußens Hauptstadt den furchtbaren Sieg, den Napoleons Waffen über die Truppen Friedrich Wilhelms erfochten hatten — Jena hatte am 14. Oktober den Zusammenbruch des preußischen Heeres erleben müssen!

Unbarmherzig verfolgten die Sieger die Scharen der Geschlagenen, die vergebens in kleinen Trupps z. T. in das neutrale Mecklenburg zu entfliehen suchten, das ja seit dem 6. August vollständige Souveränität erlangt hatte.¹⁾ Ihren Zweck erreichten die Gegner vollständig. Blücher, der mit 10 500 Mann über Neustrelitz dem Verhängnis hatte entgehen wollen und unterwegs noch die Truppen des Generals von Winning aufgenommen hatte, wurde trotz tapferer Gegenwehr in mehreren Gefechten und Scharmüßeln (so bei Waren, Jabel und Nossentin) gezwungen, mit dem Rest seiner Truppen, etwa 10 000 Mann und 530 Offizieren, am 7. November 1806 die Waffen zu strecken, und nachdem auch der preußische General von Uedom geschlagen worden war, war das Preußenheer, das in Mecklenburg Zuflucht gesucht hatte, vernichtet, und die Franzosen Bernadottes, Murats und Soults zogen teils nach Stettin, teils nach Berlin wieder ab.

¹⁾ vgl. E. Boll, II. Bd. S. 346 u. Franke S. 9—38.

Aber Mecklenburg hatte schwer gelitten! Das erkannte sogar das 29. Bulletin der großen Armee an, wenn es sagte:

„Berlin le 9 Novembre 1806.

Moniteur No. 322.

Le Mecklenbourg a été également ravagé par les armées françaises et prussiennes. Un grand nombre de troupes se croisant en tout sens et à marches forcées sur ce territoire n'a pu trouver sa subsistance qu' aux dépens de cette contrée.“¹⁾

In Franz Boll's Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg findet sich eine ausführliche Schilderung jener Tage und weil sie für diese und auch wohl für die nächsten „Besuche“ der Franzosen charakteristisch ist, möchte ich sie hier anführen.²⁾

„Nachdem die Preußen am 14. Oktober bei Jena und Auerstädt geschlagen worden waren, so kamen am 27. d. M. die ersten Retirirenden und Flüchtlinge hier an, bald einzeln, bald in größeren Haufen, viele ohne Gewehr und halb verhungert, ein jammervoller Anblick. So ging's Tag und Nacht bis zum 30. Am Abend dieses Tages, etwa um 7 Uhr, rückte ein kleiner Trupp französischer Reiterei vom Corps des Marschalls Bernadotte, Prinzen von Corvo, welches die Nacht in der Gegend von Stargard bivouakierte, hier ein. Sie verübten allerlei Exzesse, schlugen Fenster ein, nahmen Uhren, silberne Pfeifen, Geld, ließen sich auf dem Markte mit Wein bewirten. Ihr Anführer begehrte und erhielt vom Magistrat 50 Louisd'or. Das alles in einem völlig neutralen Lande! Sie gingen nach einigen Stunden wieder zum Treptowschen Thore hinaus. Gegen Morgen, aber noch im Finstern, kam das ganze Armeekorps allmählich nach und der Durchmarsch dauerte fast den ganzen 31. Oktober. Ein schrecklicher, unvergeßlicher Tag! Weit und breit im Lande umher (nur sehr wenige Dörfer blieben verschont) wurde geraubt und geplündert, die Pferde weggenommen, die Menschen gemißhandelt, so daß sie endlich davon gingen und 3—4 Tage in den Wäldern umherirrten. Zum Glück war die Witterung für diese Zeit ungemein milde und heiter. In der Stadt sollten keine Gewaltthätigkeiten geduldet werden. Aber nichts desto weniger drangen die Sol-

¹⁾ Francke S. 22. — ²⁾ F. Boll S. 253.

daten in viele Häuser ein, und begnügten sich nicht bloß mit Essen und Trinken, sondern erpreßten und raubten Kleidungsstücke, Geld und Geldeswerth, wieviel sie konnten. Dies geschah vorzüglich in meinem Hause, und mein Verlust belief sich in wenigen Minuten auf 100 Thlr. Die Gensdarmen reinigten endlich mein Haus und ließen mir eine Sauvegarde, die ich auch noch theuer bezahlen mußte. Angst und Schrecken herrschten überall; alle Gesichter waren bleich vor Entsetzen; niemand hatte sich eines solchen Betragens versehen. Brot, Fleisch, Wein, Bier und Branntwein wurden in ungeheurer Menge nach dem Markte geschafft, die Weinkeller in Requisition gesetzt und ausgeleert, selbst den Pferden wurde Wein zum Saufen gegeben . . . Weil immer noch Marodeurs nachkamen, so wurden die Thore mit Bürgern besetzt . . .“

Auch Fritz Reuters Vaterstadt Stavenhagen ist 1806 von den Franzosen geplündert worden¹⁾ wie alle Städte und Ortschaften, über die der Zug der Franzosen gegangen und gleich einem Heuschreckenschwarm hergefahen war. Im ersten Kapitel seines Romans schildert Fritz Reuter eine solche Plünderung durch die Franzosen — allerdings sind es hier nur sechs marodierende Chasseurs, die beim Amtshauptmann einfallen, aber ihre Forderungen entsprechen ganz dem Bilde, das Franz Boll uns entworfen hat: . . . „fösteihn fett Dffen un 'ne Last Weiten un säbenhunnert Ehl gräun Laken un hunnert Luggerdur un denn . . . noch velen „dü Wäng“,²⁾ alles das verlangt der Anführer der kleinen Schar für sich und seine Leute, der in seinem Felleisen schon eine Menge wertvollster Kleinodien und Schmucksachen,³⁾ die er auf gleiche, unrechtliche Art gewonnen hat, mit sich führt. Sogar der bei Boll erwähnte, kleine Zug vom Diebstahl kostbarer Pfeifen findet sich bei Fritz Reuter wieder: Dem Bäcker Witt reißt ein Franzose den altererbten, silberbeschlagenen Meer Schaumpfeifenkopf aus dem Munde und raucht ruhig weiter, was dann eine tatkräftige Selbsthülfe Witts und weitere Verwickelungen im Gang der Geschichte Reuters zur Folge hat.⁴⁾

1) Raabe I, S. 504. — 2) Bd. III S. 280, Kap. 1.

3) Vgl. Bd. III S. 303, Kap. 4. — 4) Bd. III S. 350, Kap. 11.

Für Mecklenburg begann nicht lange nach der ersten dann eine zweite Franzosenzeit, die weit länger und folgenreicher für das Land sein sollte. Am 27. November 1806 rückten, zur Strafe für die Frankreichs Feinden, den Schweden und Russen, im 3. Koalitionskrieg gewährte Verpflegungshilfe wieder die französischen Adler in Mecklenburg-Schwerin ein und nahmen das Land im Namen des Kaisers in Besitz. Der Herzog mußte auf dänisches Gebiet flüchten, nachdem er vergeblich protestiert hatte. Auch die Tätigkeit der Landtage hört damit auf. Zwar war das Land jetzt vor Plünderung sicher, aber es litt schwer: allein vom 24. Oktober 1806 bis zum 10. Februar 1807 betrug seine Verluste 7 217 917 Tlr.¹⁾ Nur der Verwendung des Kaisers von Rußland dankte das Land die Wiedereinsetzung des Herzogs, der am 11. Juli aus Altona zurückkehrte. Die mecklenburgischen Seehäfen aber blieben noch von französischen Truppen besetzt, die erst im Jahre 1808 wieder abzogen. Inzwischen hatte Mecklenburg sich am 22. März 1808 auch dem Rheinbund anschließen und infolge davon mit seinem Kontingent vom März 1809 bis zum März 1810 die Besetzung des von den Franzosen nach den Tagen von Aspern und Wagram verlassenen Schwedisch-Pommern aufrecht erhalten müssen.

Die Lage im Innern war während der ganzen Zeit die denkbar traurigste. Die wirtschaftliche Not, die später noch eingehender behandelt werden soll, war durch die Kontinentalsperre aufs äußerste gestiegen; Handel und Verkehr stockten, und dabei machte sich überall ein trauriger sittlicher Verfall bemerkbar. Gefindel gefährdete die öffentlichen Wege, in einem Strudel von Vergnügen suchten die Menschen ihre jämmerliche Ohnmacht und die Kriegsnot da draußen zu vergessen — die Kirchen aber standen verödet!

Im 11. Kapitel nimmt Fritz Reuter Gelegenheit, unserem Blick die Geschichte der Franzosenzeit in großen Zügen zu entrollen:²⁾

„ . . . as achteihnhunnert un söß Murat un Bernadott un Dawuh³⁾ achter den ollen Blücherten herjagten un hei ehr bi Speck un Wohren de Lähn wißte, as von Berlin dat saubere

1) Franke S. 31. — 2) Bd. III S. 347.

3) irrtümlich hier vom Dichter genannt.

Stichwurt utgahn was: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“,
dunn . . . was blot von Befehl un Gehursam de Red'. Dunn
plünnerten un brandschakten de Herrn Franzosen nah Hartens-
lust, un dat Volk duckerte sick und schow sick ein achter den
annern, un de richtige Nidertracht gaww sick allentwegent kund,
denn ein jeder dachte an sick un sin Habseligkeiten, un Meister
Kähler in Malchow säd tau sin Fru un Kinner: Ick möt mi
redden, an jug is nicks gelegen; ji bliwwt hir, wenn de Fran-
zosen kamen, un lep in 't Ellerbrauk un kröp in 't Ruhr. —
Ful un anrühichig was allens von haben bet unnen.“

Nur einmal weht es wie ein Hauch kommenden Helden-
geistes durch diese trübe Atmosphäre, als im Jahre 1809 der
tapfere Schill versuchte, „den schlummernden Nationalgeist der
Deutschen zum Kampf gegen die Fremdherrschaft zu ermuntern.“¹⁾
Mit einem Korps von 500 Husaren, 800 Mann Infanterie,
einem Haufen Ulanen und einer Anzahl Knaben von 12—15 Jahren
zog er durch Norddeutschland, eroberte am 15. Mai die kleine,
schlecht verteidigte Festung Dömitz, besetzte am 19. Mai Wismar
und lieferte auf dem Wege von Rostock nach Stralsund am
24. Mai den Besatzungstruppen dieser beiden Städte bei Dam-
garten ein Gefecht. Die Mecklenburger, die ihm hier gegenüber-
standen, waren sehr schlecht bewaffnet, z. T. nur mit 2—4 Patronen
schwedischer Munition, die nicht einmal zu den französischen
Gewehren paßte.²⁾ Als alle Munition verschossen war und
Schills Jäger nahen, mußten sie den Rückzug nach Tribsees
oder nach Richtenberg antreten. Dabei stellte sich ihnen Schillsche
Infanterie entgegen, die sie aufforderte, gemeinschaftliche Sache
mit ihnen zu machen. Einige taten es; fast alle andern wurden
gefangen genommen — nur ganz wenige entkamen. So hatte
Schill einen vollständigen Sieg über etwa 700 Feinde errungen:
„Kein über die Verhältnisse jener Zeit Unterrichteter,“ sagt
Franke, „wird es unseren Landsleuten zum Vorwurf machen,
daß sie kein glänzenderes Gefecht bestanden. Theils war es wohl
das drückende Bewußtsein politischer und militärischer Unter-
geordnetheit und Bedeutungslosigkeit, welches den braven Leuten
den stolzen Muth der Freiheit raubte; theils waren sie durch un-

¹⁾ Boll II, 361. — ²⁾ Franke S. 47 ff. — ³⁾ Franke S. 57.

verschuldeten Mangel an Munition der überlegenen Angriffsmacht preisgegeben; theils war aber auch das ganze Gefecht nur ein Scheingefecht; denn welcher gute Deutsche und Mecklenburger focht wohl mit Überzeugung für die Räuber seiner Freiheit, für den Tyrannen seines Daseins gegen die kleine Schaar ruhmvoller Helden, welche, den gewissen Tod fürs Vaterland im Herzen und im Auge, zum ersten Mal die Sklavenketten zu schütteln und Deutschland zum Kampfe aufzurufen wagte.“ Schon am 30. Mai 1809 starb ihr Führer, der Major von Schill, in Stralsund den Heldentod -- glücklicher als sein Unternehmen, das dort mit ihm ein rasches Ende fand, war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Dels, der jüngste Sohn Karl Wilhelm Ferdinands, der mit seinem in Böhmen angeworbenen Freikorps von 1500 Mann (darunter 700 Reitern) in kühnem Zuge Norddeutschland durchquerte und nach mehreren siegreichen Gefechten endlich über Helgoland nach England zu entkommen wußte.¹⁾ Aber all diese Unternehmungen waren verfrüht: noch lag Deutschland zu tief im Schlaf und in den Ketten der Erniedrigung, noch triumphierte das Genie Napoleons unumschränkt an der Spitze siegreicher, ungebrochener Scharen, noch verfügte der Kaiser über eine ungeheure Macht zur Durchführung seines Willens. So stellte er im Jahre 1810 eine lange Grenzkette von Douaniers auf, die die heimliche Einfuhr englischer Waren verhindern sollte, ließ rückichtslos alle Häuser nach verbotenen Gegenständen durchsuchen, die gefundenen beschlagnahmen und öffentlich verbrennen.²⁾ Auch im Jahre 1811 wurde Mecklenburg nicht von ab- und zuziehenden Feinden frei — in den Herzen der Unterdrückten aber begann leise und ganz heimlich ein neuer Geist aufzugehen:

„De Tiden süllen sikk ännern. De Nod lihrt beden; äwer sei lihrt ok sikk wehren. Schill brok los un de Herzog von Brunswick; in ganz Nedderdütschland würd't späuken: keiner wüßt, woher't kamm; keiner wüßt, wohen't führen süll. Schill treckte dwars dörch Meckelborg nach Stralsund. Up Befehl von Boneparten müßten em de Meckelbörger den Paß bi Damgoren un Tribsees verleggen; sei kregen Släg', denn sei slogen sikk

¹⁾ Vgl. Franke S. 76 ff.

²⁾ In Neubrandenburg z. B. am 15. 1. 1811. (F. Boll 257.)

hundsvoättsch slicht. Ein Schillsche Husor namm 'ne ganze Rapperalschaft lange meckelbörgsche Granedier gefangen. „Rinner,“ röp hei ehr tau, „süd ji all gefangen?“ — „Ne“, säd de brave Rapperal, „uns hett nüms wat seggt.“ — „Na, denn kamt man mit.“ — Un sei gungen mit.¹⁾ — Was dat Feigheit? Was dat Furcht? Wer un? Landslüd achteinhunnertdrüttein und virtein feihn hett, wer wat von't strelitzsche Husoren-Regiment hört hett, urteilt anners. Wenn ein Stamm in Dütschland dat Tüg dortau hett, up en Slachtfeld tau stahn, denn hett't de Meckelbörger. — Ne, dat was kein Feigheit — dat was de Unwill, gegen dat tau striden, wat sei sülwst in den deipsten Harten drogen un wünschten. Dat späukte in Meckelborg; un as't in Preußen losbrok, was Meckelborg dat irste Land in Dütschland, wat folgen ded.“²⁾

Wie schmählich Deutschland geschlafen hatte, das übergeht und verschweigt der Dichter. Es paßte nicht zu seinem Franzosenhaß und seiner Vaterlandsliebe, wenn er schildern sollte, wie sich deutsche Mädchen von den feindlichen Offizieren bei Fest und Tanz bewirten und mit Blumen beschenken ließen, wie deutsche Männer nur mit Bedauern die Franzosen [so am 4. Oktober 1811 in Parchim] scheiden sahen, mit denen man „freundschaftlichen, ja sogar vertraulichen Umgang geführt habe, den man nun schmerzlich vermißte,“³⁾ gab es doch sogar Familien in Mecklenburg, die es sich zur Ehrensache machten, nur französisch zu sprechen, um dadurch das Wohlgefallen der Franzosen zu erwerben!⁴⁾ Noch schlimmer war es allerdings, daß es Geister gab, die diesen unglaublichen Mangel an vaterländischem Ehrgefühl sogar zu sanktionieren suchten! In einer Flugschrift vom Jahre 1806, betitelt „Magischer Spiegel“, heißt es:

¹⁾ Dem von 3 Mann begleiteten Leutnant von Pannwitz ergaben sich auf seine Aufforderung 1 Offizier und 20 Husaren. Seelmann Anm. z. Franzosentid III. Bd., S. 459.

In seinen Quellenforschungen z. Franzosentid weist Krüger auf Ludwig Reinharbs „Echerben“ hin, in denen der Vorfall ähnlich erzählt wird, mit dem Bemerken: „In fidem Famae“. Jahrbuch f. niederb. Sprachforschung 1912. S. 75.

²⁾ Bd. III S. 348. — ³⁾ Icke S. 49. — ⁴⁾ Francke S. 84.

„Daß aber der Deutsche so leicht eingehet in fremder Völker Geist und Art und sich darin verwandelt, kömmt eben von seinem Sinn, nicht für das Einzelne, sondern für das All; und daß er Fremdes mehr achtet, als was sein, ist jeglichen großen Gemüths Weise, als welches niedrig von sich, und hoch von anderen denket. Zu fest und sicher ruht Deutschlands Geist auf seiner Macht und seines Ruhmes Burg, und darf keineswegs sein eigener Herold sein. Und eben, daß er sein Gutes kaum kennet, und seiner Herrlichkeit unbewußt lebet, ist echte Heldenart und das lauterste Gold menschlicher Natur: ein armer Ritter aber posaunet sich selber aus, und blähet sich auf gegen alle Welt; sonst wüßte kein Hund von ihm.“¹⁾

Aber daß Fritz Reuter das in einem Buche, das die Größe der Befreiungstage schildern sollte, unerwähnt läßt, ist kein Mangel, denn jenen Tagen „war Bonaparte, was unseren Vorfektern der Teufel und allen Völkern das böse Grundwesen: das Außerordentliche in Kraft, Geist und Verruchtheit“²⁾ — und unserm Dichter war er es vielleicht ebenso!

Ehe ich nun in der Schilderung der politischen Ereignisse fortfahre, möchte ich die wirtschaftliche Lage in Mecklenburg während dieser Jahre beleuchten, die von immer größer werdender Not beherrscht wurde: methodisch saugte man das arme Volk aus, das durch die Kontinental Sperre von der Versorgung mit wichtigen Lebens- und Genußmitteln abgeschnitten wurde und nun eine ungeheure Preissteigerung eingeführter Waren gegen ein unverhältnismäßiges Sinken der eigenen ertragen mußte, so bezahlte man z. B. im Jahre 1810 für 1 Pfd. Zucker so viel wie für 1 Scheffel (60 Pfd.) Weizen³⁾ und das Pfund Kaffee kostete über einen Taler Gold.⁴⁾

Zu den oben erwähnten Plünderungen durch die Franzosen, durch die oft ganze Länderstrecken verarmten, kamen feindliche Naturalrequisitionen von bedeutendem Umfang: in der ersten Hälfte des Jahres 1807 beließen sie sich allein auf 2120 Pferde,

¹⁾ Schulze I S. 151.

²⁾ Schulze I S. 278 (Der Erzherzog Karl in Aphorismen. Ausgew. Schriften 6, 537.)

³⁾ Francke S. 80. — ⁴⁾ Fr. Boll S. 255.

1200 Geschirre für die Artillerie, 103 000 Paar Schuhe, 2000 Paar Stiefel, 20 000 Zentner Weizen und Roggen, 18 000 Zentner Heu, 12 000 Zentner Stroh, 8000 Zentner Hafer, 600 000 Pfd. Rindfleisch, 75 000 Pinten Branntwein, . . . 20 000 Zentner Rindfleisch in lebendigen Ochsen nach Thorn und Danzig, 400 000 Rationen Zwieback nach Anklam und vieles andere mehr, meist nach außerhalb zu liefern.¹⁾

Die Kontributionen erreichten für das Jahr 1811 allein die Höhe von 1 800 000 Rtlrn.,²⁾ im gleichen Jahre wütete die Rindviehpest, und die Kreditverhältnisse waren so erschüttert, daß nicht weniger als 60 ritterschaftliche Güter im Konkursverfahren schwebten.³⁾

Besonders auf dem Lande war also die Not auf das äußerste gestiegen, wenn der Herrgott auch in der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens immer wieder Schutz vor Hungersnot und Hilfe zu neuem Aufleben gewährte. Um besten standen sich natürlich die Kaufleute, deren Waren seit dem Mangel an englischer Zufuhr weit teurer gekauft wurden, und die auch mit den Franzosen bereitwilligst ihre Geldgeschäfte machten. Und am besten verstanden sich darauf auch schon damals — die Juden.

Als Beleg möchte ich wieder die Chronik von Parchim anführen, die erst das Ungemach der Kriegsunruhen, die drückenden, häufigen Einquartierungen, die Teuerung der Kolonialwaren und die vielen anderen Drangsale eingehend beleuchtet hat und dann fortfährt:⁴⁾

„Allein dies Resultat (völliger Verarmung) hat sich im ganzen nicht ergeben,“ für viele sei es sogar eine nicht unglückliche Periode gewesen, „denn so wie nur die Not des ersten Schreckens und Plünderungssystems vorüber war, gelangte man bald zu der Überzeugung, daß auch mit Frankreichs Hilfsvölkern auszukommen war.“ (s. o.! —) „. . . auch hatten,“ fährt Jcke fort, „schon Ende des Jahres 1806 mehrere hiesige, namentlich jüdische Handelsleute, beim Durchmarsch der drei, hier durch oder vorbeipassirten ansehnlichen französischen Armeekorps von Lübeck einträgliche Wechselgeschäfte gemacht; welche reiche Beute aller Art,

1) Franke S. 31. — 2) Franke S. 81. — 3) Raabe III S. 488.

4) Jcke S. 87 f.

die ihnen aber beschwerlich zu tragen war, bei sich führten, und gern eine Quantität Silber sowie andere kostbare Objekte gegen einige leicht zu transportierende Goldstücke vertauschten.“ . . . Allerdings fiel dieser Erwerbszweig später fort, aber die durchziehenden Truppen brachten, wenn sie für die bestellten Arbeiten bezahlten, allen zur erwerbenden Klasse Gehörenden, besonders den Schenkwirten, Bäckern und Schlachtern Nutzen und Gewinn. Schlimm stand es indessen hauptsächlich für diejenigen, die auf ein festes Gehalt angewiesen waren und dabei unter der Last unbequemer und andauernder Einquartierung größten Schaden litten.¹⁾ So sah es in den Städten aus — viel elender war es aber um die ausgeplünderten Landleute bestellt.

Auch Reuter gedenkt in der „Franzoesentid“ der Teuerung und Not in seinem Vaterlande. Ihr Vertreter ist der alte, 65jährige Möller Wog, der durch einen langatmigen Prozeß, mehr aber noch durch die feindlichen Räubereien bis zum finanziellen Ruin gekommen ist: „tau Grun 'n gahn an de slichten Tiden un an de noch slichteren Minschen.“²⁾ Nun muß er seinen Bankerott anmelden: „In mine grötste Not, as de Find mi allens namen hadd, heww ick mi mal tweihunnert Daler von em (von d. Juden) leihnt un nu heww ick sid twei Johr von Termin tau Termin mi ümmer unnerschriwen müßt, un de Schuld is ruppe krapen bet up fiwhunnert Daler, un äwer-morgen sall ick sei betahlen . . . Wat ward denn ut min Sak?“ — „Erkuttschon, oll Fründ, de Jud' ward Em allens wegdragen laten.“ — „Na, Herr Amtshauptmann, dat hett de Franzos' all tweimal dahn, denn kann't de Jud' nu ok mal versäuken. De Mählenstein ward hei jo liggen laten.“ . . . — „un,“ fügt er zu Hause hinzu, „wat uns de Franzosen laten hewwen, dat nemen uns de Avkaten un de Juden.“⁴⁾

Allerdings ließ auch das Gerichtsverfahren in Mecklenburg damals viel zu wünschen übrig. Erst nach dem Jahr 1848 ist auch darin eine grundlegende Änderung eingetreten; bis dahin waren die kostbaren, endlosen Prozeßverfahren weithin berüchtigt.⁵⁾ Zu allen Zeiten gab es in Mecklenburg eine unver-

¹⁾ Vgl. Jäke a. a. O. — ²⁾ Vd. III, S. 278. — ³⁾ Vd. III, S. 277 f.

⁴⁾ Vd. III, S. 292. — ⁵⁾ E. Boll II, 397—401.

hältnismäßig große Anzahl von Advokaten, 1800 lebten in Mecklenburg-Schwerin bei einer Einwohnerzahl von 273 000 Seelen 173 Advokaten, in Mecklenburg-Strelitz bei 62 000 Einwohnern 45.¹⁾ Besonders um die Wende des 19. Jahrhunderts hatten sie sich außer auf ihre eigentlichen Berufsgeschäfte noch auf einen anderen Erwerbszweig verlegt: sie waren die geschicktesten Güterspekulanten geworden, und viele von ihnen erlebten einen jähen Sturz, als die großen Güterkonkurse sie nach 1806 mit ins Verderben rissen. Um den Ausfall an Geldeinnahmen wieder wett zu machen, erhöhten sie die Kosten für die ihnen anvertrauten Prozesse und suchten sie durch möglichste Verlängerung recht gewinnbringend zu machen. Auch das unsaubere Geschäft der Winkeladvokaten erlebte damals seine Blütezeit.

Fritz Reuter hat diese Mißstände gern und oft gegeißelt. In der „Franzofentid“ läßt er Möller Voß sagen: „. . . as ick mi in den (Prozeß) rin gaww, was ick noch in gauden Johren un ick dacht ok so; ick würd em noch bi Lewstiden utfechten; äwer ick mark woll, so'n Prinzeß hett en längern Uten, as 'ne ihrlich Möllerlung' uthollen kann.“²⁾ . . . Und an einer anderen Stelle sagt Hinrich Voß: „. . . wenn ick noch lang' up de Advokaten ehren Rat hüren will, künn mi't Water knapp warden, un min Mähl künn still stahn.“³⁾

In dem von uns behandelten Zeitabschnitt kam dann noch als besonders drückend das französische Gewaltregiment mit seinen willkürlichen Verhaftungen hinzu. „Dat wüßt hei,“ meint der Bürgermeister Reuter, „dat up Stunn's kein ihrlich Mann in sinen eigenen Lan'n säker wir . . .“⁴⁾ und den Ratsherrn Herß, der ganz aus Versehen mitgeschleppt worden war, tröstet der französische Oberst mit den Worten: „Sei können noch von Glück seggen, in den Krig kümmt männigmal wat Slimmeres vör, dor ward männigein ut Verseihn dodschaten.“⁵⁾

Das Staatsleben selbst lag durch den raschen Wechsel der Regierungen, der französischen Willkürherrschaft und des alten Absolutismus der Landstände, der energisch alle Annäherungsversuche der Regierung an das Volk zu verhindern und alle

¹⁾ Treitschke III, S. 573 Diese Ziffer erreichte nur noch im Königreich Sachsen ihresgleichen! — ²⁾ Wd. III 276. — ³⁾ Wd. III 309. — ⁴⁾ Wd. III 352. — ⁵⁾ Wd. III 407.

Reformpläne zu vereiteln wußte, sehr im Urger. „Awer wo is up Stunn's Vergnügen in dütschen Landen? Es ist doch eine sonderbare Sache mit der Weltregierung! Unſ' Herrgott lett dat tau, dat ein so'n Hundsvott de ganze Welt in Schaden bringt. Dat is swor för'n Christenminschen intauseihn. Hohe herzogliche Kammer makt oft männigmal Inrichtungen un Verordnungen, de kein Christ un Beamter begripen kann, äwer hohe Domänenkammer is doch ok man so'n armen Süner, den von Anfang an bi alle hoge Eigenschaften de Dämlichkeit in de ein Slipp mit inknüppt is, un dat weiten wi un sinnen uns darin, dat heit, mit gelinden Urger und Verdruß.¹⁾

Dazu brauchten die Verordnungen oft endlose Zeit: „De Herr Amtshauptmann hett mi seggt, de Sak is pressant, un wenn hei dat vördem seggt hett, denn heww ick ümmer noch gaud vir Wochen täuwet un bün ümmer noch tau rechter Tid kamen.“²⁾

So lagen die Verhältnisse im Mecklenburgischen, wie übrigens fast allenthalben im nördlichen Deutschland, sehr traurig, und noch schlimmer wurde es, als im Frühjahr 1812 Napoleons Marsch nach Rußland begann. Auch das mecklenburgische Kontingent von 49 Offizieren und 1661 Mann unter dem Kommando Davousts mußte daran teilnehmen. Es hatte alle Schrecken des furchtbaren Feldzuges mitzumachen und litt auch auf dem Rückzuge so sehr, daß von seiner Schar am 29. Dezember 1812 in Königsberg nur 14 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 16 Gemeine zusammentrafen. Mit einigen verstreuten Resten, die später ankamen, mögen von jenen 1700 Mann nur etwa 100 dem ent-

¹⁾ Bd. III, S. 333. — ²⁾ Bd. III, S. 391. Auf den Schultern des Herrn Amtshauptmann ruhte — das muß hier zu seiner Ehrenrettung gesagt werden — eine unglaubliche Arbeitslast. Er „besorgte sogar in der unruhigen Franzosenzelt die stark vermehrten Geschäfte allein: Fourage-, Werpfligungs-, Einquartierungs- und Kontributionsachen, Landsturm u. s. w.; unermüdblich auf dem Posten stehend bis spät in die Nacht; er wäre seines Lebens nicht froh geworden, hätte ihm nicht seine heitere Natur über manches hinweggeholfen. „Hier auf dem Amtschloß regiert jetzt, ich möchte sagen, der Saturnus mit allen verwünschten Arbeiten; es gehet bisweilen in die mehreren Pfunde, was zur Post geliefert werden muß; aber ich hoffe denn doch, daß ich mich wohl durchhelfen werde. Gott erhalte mich bei Laune!“ Gaederß, Aus Fr. R's. jungen und alten Tagen. III, S. 4/5.

selblichen Grabeszuge entronnen sein. Vor ihnen, im Januar 1813, trafen in Mecklenburg schon andere, flüchtige Trümmer der großen Armee ein, Jammergestalten, die dem Hohn des Volkes zum Opfer fielen und den Stempel des Verfalls an der Stirn trugen; fast verzehrt vor Hunger und Kälte, kaum mehr menschenähnlich, schlichen sie in notdürftig zusammengesuchten Kleidungsstücken lahm und elend durch die Straßen,¹⁾ ab und zu führten sie einen kleinen Trupp Gefangener mit, und die letzten freien Franzosen sah Neubrandenburg am 25. Februar.²⁾ Kurz nachher erschienen dort schon die verfolgenden Kosacken, und am 26. Februar brachen alle noch im Lande stehenden französischen und sächsischen Truppen mitsamt den verhaßten Douaniers auf.

Auf den Straßen aber sangen die Kinder:

„Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen . . .

Es irrt durch Schnee und Wind daher
das große, mächt'ge Franzenheer:

Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht,

Jäger ohn Gewehr,
Kaiser ohne Heer,

Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser,

Trommler ohne Trommelstock,
Rüassier im Weiberrock,

Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,

Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß,

Feldherrn ohne Wiß,
Stückleut ohn' Geschütz,

¹⁾ Dazu vgl. auch Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, S. 392 ff. — ²⁾ Fr. Boll, S. 258.

Wagen ohne Rad,
alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen —
so hat sie Gott geschlagen.“¹⁾

„Un de Tiden wiren anners worden.“²⁾ Un' Herrgott hadd den Franzosen in den russchen Winter de goldschinige Snakenhut afftröpt. Hei, de süs as Herr rümme pucht hadd, kamm as Snurrer un Pracher taurügg un wendt sick an't dütsche Erbarmen, un dit schöne dütsche Gottsgefehenk kreg de Awerhand äwer den grimmigen Haß. Keiner will de Hand upböhren gegen den Mann, de von Gott slagen was, dat Mitleed let vergeten, wat hei verschuldt hadd. Knapp hadd sick äwer de verklamte Snak wedder verdort in dat warme, dütsche Bedd, as sei ok den Stachel wedder wisen würd, un de Schinneri süll wedder losgahn; äwer dat Späuk in Nedderdütschland was taum Schatten worden, un de Schatten kreg Fleisch un Bein un kreg en Namen, un de Namen würd lud up de Strat raupen: „Upstand gegen den Minschenslachter!“

Gewaltig war der Haß gegen die fremde Gewaltherrschaft im nördlichen Deutschland geworden, gegen den Kaiser, dessen „unaufhörliche Kriege die männliche Jugend auf die Schlachbank führten“, . . auf allen Straßen waren ja die Trauerkleider zu sehen, die man um die gefallenen Söhne trug, die Kon-
skription war wie das Todeslos!

„Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft und Sitte des Hauses, arbeitet in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verleumdung, Tücke und brutale Gewalt wird gallisch und corsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er“ genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.“³⁾

Und während in Mecklenburg selbst äußerlich eine lähmende Stille über allem Staats- und Volksleben lag, ein schädlicher

¹⁾ Auf Jahns Anregung von einem Berliner Gymnasiasten gedichtet. Mitgeteilt b. Schulze II. S. 32 und Anm. S. 352. — ²⁾ III. Bd., S. 348. — ³⁾ G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, S. 392.

Schleichhandel alles Vertrauen im bürgerlichen Verkehr vergiftete, der Volksmut unter dem Druck und der Willkür der fremden Eroberer fast erstorben schien,¹⁾ da bereitete sich in der Stille schon eine große Anzahl junger Leute auf den Waffengang mit dem Feinde vor. Man hielt täglich und nächtlich geheime Zusammenkünfte; Jedem ward die Bedeutung der Zeit, ihre Noth und ihr Kampf immer klarer und einleuchtender; man gelobte sich Freundschaft und Treue bis in den Tod.“²⁾ In der Geschichte dieser geheimen Bestrebungen spielt auch der „Jugendbund“ eine große Rolle. Sein Zweck³⁾ war letzten Endes die Heranbildung eines vaterländischen Geistes, der in höchster Opferkraft imstande sein sollte, die Fesseln der Knechtschaft zu sprengen; schon 1808 hatte dieser Bund die Vaterlandsfreunde vereinigt; Wagram hatte seine Hoffnungen schwer enttäuscht, aber nicht zerstören können; nun kam der Gedanke der Volksrache noch belebend und anfeuernd hinzu. In aller Stille hatte die Bewegung um sich gegriffen, um nicht den französischen Späheraugen aufzufallen — einflußreiche Männer aller Volksschichten waren ihr beigetreten und halfen an der Erziehung eines neuen, deutschen Volkstums.

Reuter hat mit echten Dichterworten diese Bewegung darzustellen verstanden, vor allem aber seine niederdeutschen Stammeseigentümlichkeiten dabei treffend gekennzeichnet:⁴⁾

„. . de Besten un Vernünftigsten treden tausam . . tau 'ne Verbräuderung mit Wehr un Wurd gegen andahne Gewalt; de Ollen redten dat Wurd, un de Jungen schafften de Wehr. Nich up apne Strat bluckte de irste Flamm tau Höcht; wi Nedderdütschen liden kein Füer up de Strat; ne, ein jeder stickete dat still in sinen Huf an, un de Nahwer kamm taum Nahwer un warmte sich an sine Glaut. . . Un tau de dunmalige Tid was ganz Nedderdütschland en grotten Kahlenmiler, de in sick swälte und gläuhete, heimlich un still, bet de Kahlen gor wiren; un as sei fri wiren von Rok un Flackerflammen, dunn smeten wi un' Iesen in de Kahlenglaut un smäd'ten un' Waff un Wehr dorin, un de Haß gegen den Franzosen was de Slipstein, de makte sei scharp.“ . .

1) Francke S. 129/30. — 2) Francke S. 138. — 3) Francke S. 126, Freytag, Bilder IV, S. 390. — 4) Bd. III, S. 349, Kap. 11.

„ok in unsre Gegend swälte un smökte de Kahlenmiler, un de Franzosen röken't in de Luft; sei fäuhlten bi jeden Schritt un Tritt, dat de Bodden, up den sei marschierten, unner ehr bäwern ded . . , sei müßten erfahren, dat de süs so demäudigen Beamten un Magistratspersonen anfungen, sick tau winnen un tau strüben un katthorig tau warden, sei segen, dat Börger un Bur unnod worden was, un sei läden ehr Hand sworer up dat Land.“
„Tag as en Reimen wehrte sick dat Volk mit Listen up allerlei Ort, un de Franzosen, de woll marken müggten, dat ehr Regiment hir bald sin Endschaft hadd, nemen, wat sei mit de Tähnen dorvon wegtrecken können, denn de Soldat wüßt, dat sin Offziers dat nicht beter makten.“¹⁾

In jenen Tagen schrieb Blücher an Scharnhorst:

„Mich juckts in alle Finger den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jezzo ist es wiederum die Zeit zu tun, was ich schon Anno 9 angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden.“
(den 5. Januar 1813.)²⁾

Ende Februar schon eilten einige mecklenburgische Studenten nach Berlin, von wo sich die Nachricht von der Bildung eines Freikorps unter Lüchow verbreitet hatte³⁾, denn man wußte, daß die Stunde des Befreiungskampfes nahe war.

Und sie schlug!

Wie Friedrich Wilhelm III. in den Aufrufen „An mein Volk“ und „An mein Kriegsheer“ am 17. März 1813 Preußens ganze Nation zum Streite gegen den Unterdrücker aufrief, so wandte sich am 25. März auch Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin an seine treuen Landeskinde mit den Worten:

¹⁾ Bd. III, S. 350, Kap. 11. — ²⁾ Schulze II, S. 63 [aus Blasenborffs Bücherbiographie S. 178]. — ³⁾ Francke, S. 139.

„Jetzt ist eine neue Zeit aufgegangen, die eine glückliche Zukunft verspricht. Es gilt nicht Geringeres als Deutschlands Befreiung für immer. Zu diesem großen, heiligen Zwecke muß alles, was deutsch sich nennet, mit voller und ausdauernder Anstrengung mitwirken . . . Wir rechnen es Uns zur Ehre an, unter Deutschlands Fürsten einer der ersten zu sein, der das Beispiel reiner Vaterlandsliebe giebt, und Wir sind entschlossen, alle unsere Kräfte aufzubieten . . .“ „Zu dem Ende wollen wir auch ein Korps regulärer Infanterie, von welchem Unsere Leibgarde den Stamm ausmachen soll, und ein Korps Jäger errichten, und fordern hierdurch Unsere getreuen Untertanen, ohne allen Unterschied der Geburt und des Standes auf, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen . . .“¹⁾

Von jeder Kanzel, von jedem Katheder wurden dieser Geist verkündet und zündete in aller Herzen; von allen Seiten flossen reiche Spenden herbei, in einer Fülle, wie sie nur die edelste Opferkraft und die heiligste Begeisterung schenken können: sogar die goldenen Ringe der Treue tauschte man gegen schlichte, eiserne ein, und aus dem lichten Haar einer armen Jungfrau, des Fräuleins von Schmettau, das keinen anderen Schmuck wegzugeben hatte, fertigte man Ringe und Ketten, die über 100 Taler Gewinn brachten.²⁾ Reuter läßt in der Schilderung der Franzosenzeit³⁾ Unkel Herse eine „lange Uhrked von sihr helle Hor“ und „en gefährlich groten isern Fingerring“ tragen . . . „Fritz,“ säd hei späder tau mi, „dit helle Hor is von eine heldenmütige Jungfrau, de sick Anno drütteiln den Kopp för't Waderland hett scheren laten, un de isern Ring hett mi minen gollenen kost . . .“

Am 27. März erfolgte dann „die Ankündigung und Einrichtung zweier freiwilligen Mecklenburgischen Jägerregimenter zu Pferde und zu Fus, jedes von 500 Mann gelernter Jäger oder junger Leute, die sich selbst beritten machen wollen.“⁴⁾ Kurz nachher forderte der Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz die jungen, tatkraftigen Männer seines Landes zum freiwilligen Eintritt in das Husarenregiment auf, das sich bei Goldberg, an der Rakzbach, bei Wartenberg und bei Möckern ruhmvolle Vorbeeren

¹⁾ Franke S. 141. — ²⁾ G. Freytag, Bilder S. 409. — ³⁾ Bd. III, S. 323. — ⁴⁾ Meckl.-Schw. Staatskal. 1814, S. 165.



pflückte¹⁾ und unter dem Kommando des Obersten Warburg bei Möckern am 16. Oktober sogar den einzigen französischen Gardeadler eroberte, der in feindliche Hände fiel.²⁾ In Scharen eilten die jungen Leute zu den Waffen . . . „wo hürt denn up Stunn's en düchtigen Kirl hen, as unner de Soldaten?“³⁾ — „Noch steht mir das Gedränge der freiwillig sich Stellenden auf unserm Marktplatz lebhaft vor Augen,“ schreibt Franz Boll,⁴⁾ „wohl die Hälfte mußte abgewiesen werden, und diese waren trostlos.“ — Auch die Jäger haben vor dem Feinde redlich ihre Schuldigkeit getan, am 11. Dezember wurde als Anerkennung für ihre Tapferkeit im Treffen von Sehestedt sogar als Parole ausgegeben „die braven Mecklenburger Jäger!“ Reuter geht mit seinem Helden, dem Husaren Friedrich Schult, allerdings noch ein wenig weiter: . . . „un en jeder redte von den ollen Fridrich, un so hett sick in min Vaderstadt Stemhagen de Sag' utspinnen, de oll Unteroffizierer Fridrich Schult hadd eigentlich de Slacht bi Leipzig gewonnen, hei hadd't sinen Obersten Warburg seggt, wo't makt warden müßt, un de hadd't oll Blücherten sin Adjubanten seggt, un de hadd't oll Blücherten seggt, un oll Blüchert hadd seggt: „Fridrich Schult hett recht!“ hadd sei seggt.“⁵⁾

Aber auch die Zurückbleibenden wollten nicht müßig sein, wo es galt, den gemeinsamen Feind niederzuringen. Am 8. April 1813 proklamierte Friedrich Franz:⁶⁾

„In einer Zeit, wo allenthalben Krieg die Losung ist, halte ich es für nothwendig zur Sicherheit des Vaterlandes, nach dem Beispiel aller meiner Nachbarn auch in Mecklenburg eine Landwehr und demnächst einen Landsturm einzurichten . . . Bei der Landwehr, deren Dienst sich mehr dem regulären Militär nähert wird es auf militärische Kenntnisse ankommen, um die verschiedenen Abtheilungen an bestimmten Tagen militärisch zu üben, und, wenn es die Vertreibung des Feindes erfordert, militärisch anzuführen. — Bei dem Landsturm bedarf es nur Muth, Vaterlandsliebe und Vertrauen unter dem Haufen der Mitbürger, um auf jede Art und mit jeden Waffen im Augenblick der nahen

¹⁾ Raabe III, 494. — ²⁾ Raabe III, 502. — ³⁾ Reuter, Bd. III, S. 431. — ⁴⁾ F. Boll, S. 259. — ⁵⁾ Bd. III, S. 440, Kap. 21. — ⁶⁾ Francke S. 219.

und gegenwärtigen Gefahr den eigenen Heerd zu vertheidigen, und mit jeder Aufopferung durch Vertilgung des Feindes, da, wo er sich hinwirft, sich um seine übrigen Mitbürger verdient zu machen, für sie zu kämpfen und das Vaterland zu retten.“ —

Einige Zeit später, am 9. Juni 1813, wurde dann ein Reglement¹⁾ veröffentlicht, das
in

§ 1

die gesamte weaffenfähige Mannschaft vom 18. bis zum 60. Lebensjahr inkl. aufruft,

in

§ 2

bestimmt, daß je 100 Mann einem von den Unteroffizieren²⁾ gewählten Hauptmann unterstehen sollen,

in

§ 3,

daß die Einwohner einer Stadt und die Leute vom Lande gesondert bleiben sollen,

in

§ 4

eine Einteilung in 2 Klassen gibt, und zwar in die erste alle gefunden, abkömmlichen Männer vom 18.—35. Jahre, in die zweite alle übrigen, also vom 35.—60. Lebensjahr, und die unentbehrlichen Arbeitskräfte verweist, und in

§ 10

fortfährt:

„. . . Vorläufig machen Wir hierdurch bekannt, daß ein Jeder zu bestimmen hat, ob er zu Pferde oder zu Fuße dienen will, und ob er mit einem Feueergewehr, welches aber eine gezogene Büchse oder mit einem Bajonett versehen sein muß, oder mit einer Pike, Senfe, Forke, Axt, Keule u. dergl. Waffen fechten will; da dann die Hauptleute die Mannschaft nach diesen Bestimmungen abzutheilen haben.“

§ 11

setzt fest: „Wenn der Landsturm von Uns aufgeboden werden sollte, oder sonst in einer Gegend von selbst Alarm entsteht, und

¹⁾ Franke, S. 221—228. — ²⁾ Die Unteroffiziere wurden ihrerseits von den LandsturMLEuten gewählt.

das Zeichen durch Läuten der Sturmglocke und durch sofort von einem Ort zum andern, soweit es nöthig ist, abzufsendende Boten gegeben wird, sammeln sich Alle auf den Alarmplätzen ihrer Kompagnien; es marschirt jedoch nur die erste Klasse nach dem Befehle ihres Kreishauptmanns ¹⁾ weiter, wohin die Umstände es erfordern . . .“ Beim Fehlen einer guten militärischen Deckung aber sollte der Landsturm als nicht existierend angesehen werden.

§ 12.

„Zuerst steht der Ort auf, welchem die Gefahr am nächsten ist, und bietet von den benachbarten Orten so viele auf, als im Verhältnis der abzutreibenden Gefahr oder zu der vorhabenden Ausrichtung nöthig sind . . .“

§. 13.

„Die zwote Klasse bleibt zu Hause und hält sich nur in Bereitschaft, bis sie im Nothfalle von dem Kreishauptmann zur Unterstützung der ersten Klasse ausdrücklich gefordert wird . . .“

Am 29. Juni gab Friedrich Franz dann noch genauere Bestimmungen, ²⁾ von denen ich zur Vervollständigung des Bildes noch einige anführen möchte:

§ 9.

„Da der Landsturm durchaus kein reguläres Militär vorstellen soll, so soll auch keine Uniform eingeführt werden.“

§ 16.

„. . . Solange der Landsturm nicht auf Befehl seiner Vorgesetzten versammelt ist, soll es überhaupt sein, als wenn gar keiner vorhanden wäre . . .“

§ 21

bestimmt, daß die von der ersten Klasse „wenigstens alle Sonntage nach beendetem Gottesdienste“ zusammenkommen sollten, „um sich unter Leitung ihres Hauptmanns zu gewöhnen, in Massen und Gliedern zusammen zu stehen und sich zu bewegen, geräuschlos und schweigend zu marschiren, mit ihren Waffen umzugehen, sich zu zerstreuen und wieder zusammen zu ziehen . . .“

Was Reuter im 20. Kapitel berichtet, ist also echte mecklenburgische Wahrheit und entspricht ganz der offiziellen Organisation,

¹⁾ von den Hauptleuten eines Kreises gemählter Offizier. — ²⁾ Francke, S. 229—239.

wenn es auch in des Dichters Schilderung den Eindruck macht, als ob nur eine selbständige, fast spontane Äußerung des kriegerischen Geistes in Reuters Vaterstädtchen zu Grunde gelegen hätte. Allerdings ist das alles in das Licht eines gutmütig sich selbst verspottenden Humors getaucht, den sich Reuter nur darum erlaubt, weil er genau weiß: die Heiligkeit und Größe jener Zeit kann nicht dadurch angetastet werden! Ich möchte des Dichters Worte hier im ganzen unverkürzt wiedergeben, um ihre Schönheit und köstliche Wirkung nicht abzuschwächen; sie sind auch mit all den kleinen Einzelheiten so fesselnd und vergnüglich und bilden trotzdem ein so geschlossenes Gesamtbild, daß sie durch eine Zerstückelung zu sehr leiden würden.

„De Landstorm¹⁾) brok los, de Herr Amtshauptmann kummandirte dat Ganze un unner em Kapteihn Grischow; äwer de ehr Lüüd' hadden man Peiken — blot Reker Schäfer hadd sick von Glösser Tröpnern 'ne Hellebard maken laten — min Unkel Herf' erricht't en Schützenkur von einuntwintig Schrotflinten, un de jungen Landlüüd seten tau Wird mit grote Säbels an de Sid . . . — Ein einzig Regiment Franzosen hadd den ganzen Swindel utenanner jagt, seggen de Negenklauken; 't is möglich, segg ick, äwer den Geist hadden sei nich verjagt; äwer dat Einzelne kunn einer lachen, äwer dat Ganze lachte dunmals keiner, sülwst Bonepart nich.

Un ein un denförlwigen Dag gung döör ganz Nedderdütschland von de Weichsel bet tau de Elb, von de Ostsee bet nah Berlin de Raup: „De Franzosen kamen!“ — Sei seggen up Stun'ns, dat wir absichtlich anstift' worden, üm tau seihn, wat Nedderdütschland ded. Wenn't wöhr is, dann hewwen sei't tau seihn kregen, Nedderdütschland holl Prawd. Allentwegen, wid un sid, gungen de Stormklocken, kein Döörp blew tau Hus; allentwegen würd marschiiert, hir hen un dor hen, un dat ein französisch Regiment hadd lange Bein hewwen müßt, wenn't allentwegen tauglik hadd löschen wullt.

De Stembäger marschiierten nah Ankershagen; in Nistrelitz süll de Franzos' sin; de Malchiner marschiierten nach Stembagen: in Stembagen süll de Franzos' sin. Ja 't was 'ne bunte Wirtschafft! Up den Mark würden de Peikenlüüd' in Tüg' un Rum-

¹⁾ Bd. III, S. 426 ff., Kap. 20.

panien indeilt. Herr Droi un den Möller sin Fridrich¹⁾ füllen de Sak inrichten, wil sei allein wat dorvon verstün'n; äwer de Börgers parierten ehr nich Order, wil dat de ein en Franzos²⁾ wir un de anner en Knecht. In't tweede Glid wull keiner stahn: Schaufter Deichert nich, wil Schaufter Bank in't irste stunn; Stüerinnehmer Groth nich, wil Wewer Stahl von vören bi't Bajonettfällen em ümmer mit dat verkehrte En'n von de Peik in de korten Rippen summelt, un dat kunn hei nich verdragen. — In de Wird-Koppel ergierte min Unkel Herf in vuller Frier mit de einuntwintig Schrotflinten, ümmer in'n ganzen. Ein Hauptkommando was: „Ruff! Ruff!“ denn müßten sei all mit einmal losfcheiten, irst mit losen Pulver, nahsten mit scharpe Ladung; as äwer bi't zweitemal Dokter Lukow'n sin wittbunt Raub dodschaten würd, würd't instellt . . . Endlich wiren sei all schön in Reih un Glid, un as Kapteihn Grischow „links schwenken“ kummandiert, kemen sei ok all richtig in de Bramborgsche Strat rinne un marschierten in en schönen Klumpen rut, un as sei buten wiren, söcht sick jeder en drögen Fautstig, un sei marschierten ein achter'n annern, as de Gäuf in'n Gasten.

Bi den Uhlenbarg würd Holt makt, sei läuwten up ehren Kummandanten, up den Herrn Amtshauptmann. De Herr Amtshauptmann was taum Gahn tauolt un riden künn hei nich, hei führte also in den Krig. Hei satt stattlich up sinen langen, hogen Korrwagen, sin Degen lagg bi em up de Bänk. As hei ankamm, kreg hei 'n „Wivat!“ von sine Truppen un höll dorup 'ne Anred un sprok: „Kinnings! Soldaten sünd wi nich, un Dummheiten warden wi maken, dat schadt äwer nich; wer doräwer lachen will, kann't dauhn. Wi willen äwer unj' Schülligkeit dauhn, un de is: wi willen de Franzosen wisen, dat wi up den Platz sünd. Slimm äwer is't, dat ick nicks von de Krigskunst verstah, un dorüm will ick mi bi Tiden nah en Mann ümseihn, de dorin bewandert is.“³⁾ — Herr Droz, stigen S' bi mi up den Wagen, un wenn de Find kümmt, seggen S' mi

¹⁾ Friedrich hatte bei den Preußen gedient. — ²⁾ Uhrmacher Droi stammte aus Volec i. Kanton Neuchâtel und war französischer Soldat gewesen, aber desertiert. Vgl. Anm. Bd. III, S. 451.

³⁾ in § 5 der Ordnung vom 29. Juni 1813 heißt es, daß jeder Kreishauptmann einen, „ihm als brauchbar bekannten Mann als Substituten“ zu wählen hätte. Francke S. 230.

Befcheid, wat tau dauhn is. — Verlaten, Rinnings, dauh ick jug nich, un nu vörwärts för't Waderland!" „Hurrah!" röp sin Wolk un furt gung 't gegen den Find.

De Pribbnowschen Buren un de Daglöhners ut Jürnsdörp un Rittendörp kemen mit Stakelforken un Dinger un sloten sick an. „Hanning Heinz," säd min Ankel Herj' tau sinen Adjutanten, „dit sünd unj' Unregelmäßigen. Tau Tiden is de Ort gaud tau bruken, as wi bi de Kojacken seihn hewwen; äwer sei bringen licht Tüderi in de regelmäßigen Truppen, dorüm holst Jug ümmer gaud up einen Hümpel, un, wenn't losgeiht, denn ümmer „Ruff!"

De Kavalleri würd up Kundschaft utschickt un red vörup, un oll Inspekter Nicolai un de Reiseschriwer ut Iwenack hadden Pistolen; dormit schoten sei af un an, wohrscheinlich üm de Franzosen grugen tau maken, un so kemen sei bet nach Ankershagen, äwer Franzosen dropen sei nich. As sei dit den Herrn Amtshauptmann melden deden, säd de: „Rinnings, mi dücht, för hüt is't naug, un wenn wi nu ümkihren, denn kamen wi noch bi Dag' nah Hus. Ne, wat denn?" — De Infall was gaud; Kapteihn Grischow kummandiert „kihrt!" un allens gung nah Hus bet up 'ne halwe Kumpani Peiken, un twei Schrotflinten, de in den Rittendörper Kraug injelen un dor Wunnerding' verricht'ten.

As sei taurügg marschierten, kamm Bewer Stahl an den Herrn Amtshauptmann ranne un frog: „Mit Berlöw, Herr Amtshauptmann, sall ick min Peik man en beten in Sei Ehren Wagen leggen?" — „Recht gern, mein lieber Meister." — Un't kamm Schauster Deichert, un't kamm Snider Zutow, un't kemen vele, un't kemen all mit de sülwige Bed', un as de Herr Amtshauptmann rinne führt in't Stembäger Dur, dunnn sach sin olle, frame Korwwagen as 'ne Krigsmaschin un Sichelwagen ut Perser- un Römer-Tiden ut.

Ratsherr Herj' let noch dreimal „Ruff!" up den Mark scheiten, un jeder gung taufreden nah Hus. Blot min Ankel was verdreitlich: „Hanning Heinz," säd hei tau sinen Adjutanten, „dor kunn nicks ut warden, worüm let mi de oll Amtshauptmann nich irst de Buckmähl ansticken?" —

Auch die Parchimsche Chronik, die ich hier noch zum Vergleich heranziehen möchte, erzählt uns von der Tätigkeit des

Landsturms,¹⁾ und zwar hauptsächlich von der ersten Klasse, wie der Major von Bockum gnt. Dolffs auf Möderitz, der kgl. preußischer Hauptmann gewesen war und den Dienst genau kannte, alle Sonntage nach dem Gottesdienst seine Übungen auf der Ebene bei den kleinen Eichen abhielt, wie am 2. März etwa 1500 Mann des Landsturms mit ihren selbstgewählten Offizieren eintrafen, die aus allen Ortschaften der Umgegend zusammenströmten, und fährt dann fort: „Von ihnen machte zuerst das Parchimsche Landsturmsbataillon Platz, indem es zwar nur noch mit Picken bewaffnet, sonst aber gut organisiert, am 14. nach Schwerin abmarschierte, wohin . . . überhaupt die ganze Landsturmsmannschaft des Herzogtums Mecklenburg kommandiert war. Es ward dort mit den fünf anderen, nach den übrigen fünf größeren Städten des Landes benannten Bataillonen unter den Oberbefehl des Durchl. Erbprinzen Friedrich Ludwig gestellt, erhielt, wie sie, Gewehre sowie eine von Damen gestickte Fahne zum Geschenk und exerzirte fast täglich, ohngeachtet der sehr rauhen Witterung, in der Nähe des Schloßgartens.“ Dort blieben sie dann bis Anfang Dezember 1813, rückten dann nach Bergedorf bei Hamburg vor den Feind und kehrten, wenn auch ohne größere Siegestaten, so doch mit dem Ruhm treuer Pflichterfüllung und guter militärischer Haltung am 30. März 1814 wieder mit klingendem Spiel in ihre Heimat zurück.²⁾

„Un sei kemen wedder. Nah Johr un Dag un taum annern Mal nah Johr un Dag was en Frühjahr für Dütschland anbraken. Slachten wiren slagen, Blaud was flaten up den Barg un in de Grün'n, äwer de Regen hadd't affpält, un de Sünn hadd't drögt, un de Ird let Gras dräwer wassen, un de Wunden von't Minschenhart wiren von de Hoffnung verbunnen mit en Balsam, den sei Freiheit heiten. Vele sünd nahst wedder upbraken, denn't mügg't woll nich de richtige, von den Himmel stammende Balsam wesen.“³⁾

Damit sind wir zum folgenden Zeitabschnitt gekommen: zum Frieden nach dem gewaltigen Völkerringen. Leider waren die Erfolge der großen Opfer nicht wert, die das ganze Volk gebracht hatte. Die den Freiheitstraum geträumt hatten, fanden sich beim Erwachen im alten Zwang des Absolutismus wieder;

1) Icke S. 70 f. — 2) Icke S. 77. — 3) Bd. III, S. 439, Kap. 21.

die die deutsche Einheit erhofft hatten, mußten erleben, wie kleinliche Eifersucht und Eigensucht die Geschicke der Völker entchieden, und von den Wünschen der Vaterlandsfreunde: „Rheinland un Westfalen, ganz Elsaß un dreiviertel Lothringen“¹⁾ gingen nur die beiden ersten in Erfüllung, da der Pariser Friede am 30. Mai 1814 den Besitzstand Frankreichs von 1792 wieder herstellte, ja, deutsche Landstriche am Mittellauf der Saar und zwischen Queich und Lauter noch als Grenzberichtigung²⁾ an Frankreich abgab.³⁾

„Dat is taum Weinen, . . . dat so' ne Tid kein anner Folgen hatt hett as de lehten virtig Johr uptauweisen hewwen.“⁴⁾

Dem gleichen Gedanken verlieh Prinz Wilhelm in einem Brief vom 31. Mai 1824 an den General von Nagmer Ausdruck:

„Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?“⁵⁾

Was den Gang der engeren Handlung in Reuters Roman anbetrifft, so habe ich mich ja schon auf des Dichters Urteil berufen, daß vieles erfunden sei. Die Frage nach den wirklichen Tatsachen ist, wie Seelmann sagt, „schwierig und zum Teil gar nicht mehr zu beantworten.“⁶⁾ D. Glagau konnte bei seinen Nachforschungen nur wenig ermitteln, und den Umstand, daß Raab auf der Suche nach „Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken“ weit mehr und genau mit Reuters Bericht Übereinstimmendes erfuhr, erklärt Seelmann mit der einfachen Übernahme von Reuters Erzählung in die Lokaltradition.

Auch in den Briefen des Amtshauptmanns Weber an seinen Sohn Jochen findet sich von diesen Vorgängen kein Wort; desgleichen hat der berühmte „Glügel“ Fritz Sahlmann († 1880) ausdrücklich erklärt, daß „allens Lügen“ seien.⁷⁾

¹⁾ Bd. III, S. 371, Kap. 13. — ²⁾ Allerdings brachte der 2. Pariser Friede 1815 Landau, Saarbrücken und Saarlouis an Deutschland zurück. — ³⁾ Dietr. Schäfer II, S. 299 ff. — ⁴⁾ Bd. III, S. 426, Kap. 20. — ⁵⁾ Pol. Korrespondenz Kaiser Wilhelms I., Berlin 1890. S. 31. — ⁶⁾ Vorrede. Bd. III, S. 265 ff. (S. 268.) — ⁷⁾ mitgeteilt von Seelmann, Vorrede, III. Bd. S. 269 u. S. 271.

Auch eine ganze Reihe von Personen, so alle Franzosen, sind frei erfunden, andere in Bezug auf Stellung, Tätigkeit und Geschichte z. T. verändert.

Aber darauf kommt es schließlich auch nicht so sehr an; es steht dem Dichter zu, sich die engere Handlung frei zu schaffen oder zu verändern — nur darf er, wenn er auf historische Treue Anspruch machen will, nicht willkürlich den Geist der Zeit und die großen, äußeren Umrisse geschichtlichen Geschehens umbilden.

„Wer noch schöner wir't, wenn einer mi säd, hei hadd ut mine Lustigkeit de Wohrheit 'rute lesen un den Ernst; un ob de woll nich drin tau finnen sünd?“¹⁾

Darauf können wir dem Dichter mit einem freudig zustimmenden „Ja“ antworten — wie meisterhaft er Wahrheit und Ernst zu grunde gelegt hat, läßt sich ja aus dem Vergleich der geschichtlichen Tatsachen mit der Erzählung leicht ersehen!

Wenn wir eben zugaben, daß Reuter in seinem Werke die engere Handlung und eine Reihe von Persönlichkeiten frei erfunden hat, so müssen wir daneben aber auch feststellen, daß er einige Charaktere in ihrer ganzen Frische und Ursprünglichkeit treu wiedergegeben hat.²⁾ Die Schwiegertochter des Amtshauptmanns, die Frau Senatorin Weber, antwortete auf sein Geschenk: „Wenn Ihre rosige Dichterlaune und die schöpferische Phantasie dem Erlebten auch reiche Umhüllungen gaben, so muß ich doch bewundern, daß die Zeichnung der Charaktere der mir bekannten Personen von Ihnen in früher Jugend so treu und wahr gefaßt werden konnte.“ .³⁾

Unter den Persönlichkeiten interessieren uns in diesem Zusammenhang am meisten diejenigen, in denen das Deutschtum jener Tage am vollendetsten verkörpert ist.

Der biedere, streng rechtliche Amtshauptmann, dem das Zöpflein der vergangenen Tage so lustig im Nacken baumelt, dem alles französische so verhaßt ist, wie dem Dichter selber, der begeistert hinauszieht, als es den Kampf gegen die Feinde gilt,

¹⁾ Eine unbekannte Episode aus der Franzosenzeit. Gaebert, Reuter-Kalender 1912. S. 60. — ²⁾ Reuter schildert die Personen fast alle nach der Erinnerung der Jahre 1819—20. (Seelmann Worrede S. 268.) — ³⁾ Gaebert: Aus Fr. R.'s jungen und alten Tagen III, S. 38.

heldenherrlich unter in dem Bestreben, sein Vaterland von der schändlichsten Knechtschaft zu befreien.“ . .

Daß Jahn, dessen Ideale eine gewisse Ähnlichkeit mit denen unseres Dichters gehabt haben, z. B. in der Liebe zu körperlichen Übungen und zur Turnerei, der beide als Haus- oder Privatlehrer ihre Kraft und Zeit gewidmet haben, in dem Streben für des Vaterlandes Freiheit und Einheit, dem allerdings Jahn einen viel aktiveren Anteil gezollt hat — und im unverdienten Leiden für die Ideale unter dem Fluch der Demagogengeheze von Reuter geschätzt und in seinen Werken verewigt worden ist, nimmt uns nicht wunder;¹⁾ in der „Franzosenlid“ liefert er einen köstlichen Beitrag in dem — übrigens wohl echten — Geschichtchen von der Ohrfeige.²⁾

Und Blücher, der allen Mecklenburgern besonders ans Herz gewachsen ist³⁾ — stammt er doch aus ihrer Mitte — ist als der siegreiche Feldherr selbstverständlich in die Erzählung aufgenommen worden, wenn seine Heldengestalt auch nur kurz in dem Bild von der Schlacht bei Leipzig aufleuchtet.

Noch eine Gestalt in Reuters Roman verdient unsere Aufmerksamkeit: der Oberst von Toll, der Deutsche in französischen Diensten.

„Sei seggen,“⁴⁾ sagt er zu dem Amtshauptmann, „ick bün en Dütscher, min Vaders Söhn möt en Dütscher sin — Sei hewwen recht — äwer wenn Sei mi en Verbreken dorut maken will'n, dat ick up de anner Sid stah, denn schuwen Sei mi dat nich in't Gewissen, sondern minen Landsherrn. As ick Soldat würd, stunn de Kurfürst von Köln in en Verbündnis mit den Kaiser, un as ick vör vir Jöhren nah Spanien gahn müßt, lagg ganz Dütschland mit all sin Fürsten em tau Jäuten.“

Napoleon hatte ja die unterworfenen Völker und Fürsten gezwungen, ihm dem Treueid zu leisten; die waffenfähigen Männer hatten in seinem Heere Dienst nehmen müssen. Als

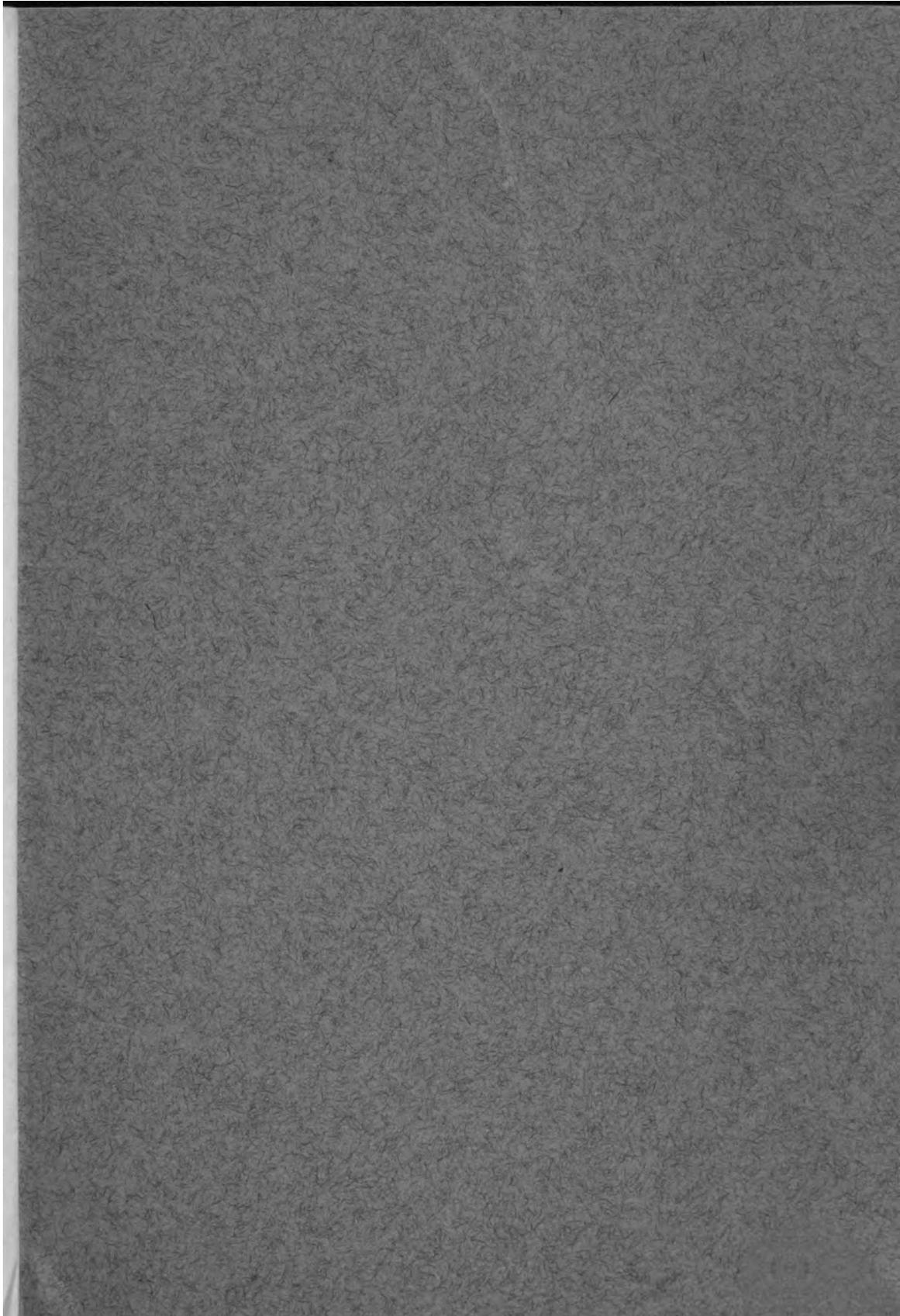
¹⁾ [Damit soll nicht behauptet werden, daß Reuter mit allen Anschauungen Jahns übereinstimmte] Vgl. auch Bd. IV, Meine Vaterstadt St. S. 176. — ²⁾ Reuter, Bd. III, S. 368, Kap. 13. — ³⁾ vgl. auch Reuters köstliches Läuschen: „Von den ollen Blüchert“ Bd. I, Nr. 64, S. 185. — ⁴⁾ Bd. III, S. 360, 12. Kap.

krasses Beispiel möchte ich Preußens Hauptstadt Berlin anführen, wo aus den eigenen Bürgern eine Garde unter französischem Kommando gebildet wurde, um die Stadt zu bewachen; sie fühlte sich in ihrer neuen Stellung und der bunten Uniform auch gar nicht so übel und schwor dem Kaiser, keine Verbindung mit den „Feinden“ zu haben!!¹⁾

Der Oberst von Toll ist der einzige Franzose in Reuters Roman, der unsere Hochachtung verdient — die übrigen Mitglieder der ins Städtchen einfallenden großen Armee sind kaum etwas besseres, als Räuber und Spitzbuben. Da von Toll aber eigentlich ein Deutscher ist, ist die Verteilung von Licht und Schatten eine ganz einfache: alles Licht den Deutschen, aller Schatten den Franzosen. Wenn darin vielleicht eine kleine, tendenziöse Ungerechtigkeit stecken sollte, wollen wir sie dem Dichter gern verzeihen; sie ist eingegeben von dem starken und tiefen Gefühl für deutsche Ehre, das ihn immer beseelt hat, denn Fritz Reuter ist immer im wahren Sinne des Wortes ein Vaterlandsdichter gewesen, zwar hauptsächlich Heimatkünstler, doch darüber hinaus auch ein „warmherziger, aber auch besonnener und scharfsichtiger Patriot, . . . in allen großen Dingen von gereistem und sicherem Urteil.“²⁾

¹⁾ Schulze I, S. 78 ff. — ²⁾ Nachruf v. G. Freitag Bd. 16 S. 207.

Westfälische Vereinsdruckerei, Münster i. W.



71 2240

